Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 221 (1942)

Artikel: Aus der Geschichte der Handwerke in vergangenen Zeiten

Autor: Lehmann, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-375146

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Bild 1. Werkplatz mit Zimmerleuten beim Bau eines Blochhauses im Toggenburg. Oberbild eines Glasgemäldes im Schweiz. Landesmuseum in Zürich.

Aus der Geschichte der Handwerke in vergangenen Zeiten.

Bon Dr. S. Lehmann.

Im Appenzeller Kalender für das Jahr 1935 wurde erzählt, wie in vorgeschichtlichen Zeiten der Tausch-handel entstand und infolge sorgfältigerer Bearbeitung der Rohstoffe durch besonders dazu geeignete Leute, sich die ersten Handwerfer entwickelten. Diesmal wollen wir in Kürze etwas von den Handwerfen als solchen erzählen.

Bevor die Menschen einen fünstlichen Schutz gegen Wind und Wetter herzustellen versuchten, den ihnen die Höhlen boten, hatten sie für die Beschaffung von Nahrung und Kleidung zu sorgen. Dazu verhalfen ihnen Wertzeuge und Waffen. Als sie dann aber ansingen, sich fünstliche Schutzbauten zu errichten, verwendeten sie dafür Baumstämme und es entstand mit der Zeit aus dern Bearbeitung und Zusammenfügung das Handwerf der Zim mer leute. Mit "Zimbar" bezeichnete man das Bauholz, mit "Zimbarman" dessen Bearbeiter, und mit Zimmer schließlich den daraus hergestellten Raum. Der Zimmermann ist der älteste Bauhandwerfer. Er hatte aber nicht nur die Holzbauten auszuführen, sondern auch die Balten mit allerhand Schniswert zu verzieren und die ersten einfachen Möbel herzustellen. Dieses alte Herkommen ihres Berufes blieb bis in die neuesten Beiten seinen Bertretern in Erinnerung. Gie wiesen darum mit Stolz daraufhin, daß schon Josef, der Bater des Heilandes, ein Zimmermann gewesen sei und darum sein Sohn wahrscheinlich auch. Besonders aber taten sie sich viel darauf zu Gute, daß sie dem Noah die Arche gebaut und dadurch die Menschheit vor dem Untergange in der Sündflut gerettet haben, sowie dem König Salomo den prächtigen Tempel in Jerusalem. Die Zimmerleute fühlten sich immer als etwas Besonderes unter den Handwerfern und bewahrten nicht nur ihre herkömmlichen Handwerksgebräuche, sondern auch ihre besondere Handwerkstracht am längsten. (Bild 1.)

Als Bauhandwerfer nahmen die Maurer eine ganz andere Stellung ein als die Zimmerleute. Da den germanischen Bölfern die Maurerarbeit fremd war, mußten deren Bertrefer auf lange Zeiten aus der Fremde berufen werden. Darum gehen nicht nur der Name, sondern auch die Bezeichnungen für einzelne Räume und Bauglieder des gemauerten Hauses auf

die lateinische Sprache zurück, wie Kammer, Keller, Pfosten, Pfeiler, Pforte, Fenster, Ziegel und von Bau-material Kalk, Mörtel, Pflaster u. a. Erst im Mittelalter bildete sich ein einheimisches Maurerhandwert aus. Doch trat es zurück gegenüber dem der Steinmetzen. Diese arbeiteten da in größerer Jahl zusammen, wo bedeutendere Bauten, wie Kirchen, Rats und Gesells schaftshäuser aufgeführt wurden und bildeten auf deren Werkpläßen eigene gewerbliche Korporationen, die sog. Bauhütten, zugleich als Schulen für Befellen und fünftige Meister. Diese wurden zu Mittelpunften ihrer Handwertsorganisation. Um die Mitte des 15. Jahr-hunderts standen an ihrer Spițe die drei großen Bauhütten zu Straßburg, Wien und Köln zufolge der mächtigen Dome, die dort im Bau begriffen waren. Zum Gebiete der von Straßburg gehörte auch die Eidgenoffenschaft als einer der Unterbezirfe. In ihr stand die Bau-hütte von Bern, zufolge des Münsterbaues, mit ihrem Berkmeister über den andern. Versuche der Tagsatzungen im Jahre 1523, diese internationale Organisation auf zuheben, scheiterten, weil man dadurch die Beschaffung ber nötigen Steinmeten für größere Bauten gefährbet hätte. Dagegen ließ die konfessionelle Trennung der Eidgenossen zufolge der Reformation die Bauhütten eine Zeitlang eingehen. Erst 1548 entstand die in Zürich wieder und 1563 wurde sie zum Vorort über die andern in der Schweiz erklärt. Zu Ende des 17. Jahrhunderts wird Zürich sogar anstelle von Köln als eine der drei großen Hütten im Neiche genannt. (Bild 2.)
Seit dem Mittelalter wohnten Meister und Gesellen gemeinsam in einer auf der Baustelle errichteten Hütte.

Seit dem Mittelalter wohnten Meister und Gesellen gemeinsam in einer auf der Baustelle errichteten Hütte. Lettere betrachteten sich jenem gegenüber nicht als Knechte, wie bei den andern Handwerfen, sondern als Gehilfen. Der einzelne wurde darum als "Gasello" bezeichnet, was so viel heißt wie Wohngenosse, Gefährte, aber auch Freund. Daraus wurde erst später Geselle auch zur Bezeichnung für die Angestellten der Meister anderer Handwerfe, doch blieb daneben das Wort Knecht bestehen. Noch im 15. Jahrhundert hießen bei uns die Vertreter des Meisters Meisterf n e ch t, die ausgelernten Arbeiter Knechte und die Lehrtnaben Lehrt n e ch t e.



Bild 2. Werfplat mit Bauhütte und ben beiden Bauherrn. Glasgemälde im Schützenhause von Basel.

Später beschränkte man das Bort Knecht auf die Soldaten als Soldknechte und daneben auf die Behilsen in der Landwirtschaft, wo sich der alte Ausdruck die heute erhielt. An die freundschaftlichen Beziehungen des Vorgesetzen zu den Untergebenen und dieser unter sich, die in dem Borte Geselle zum Ausdruck kam, erinnern noch Beggeselle, Jagds, Tisch, Trinks, Schlafgeselle u. a., die erst in neuester Zeit durch das Bort Kamerad ersetzt wurden.

Ifo. alls tel ius. en. mo elli ren jog. inf rer thr. au+ ich: um en, au em gen uf ing bet ib, inc cich ern rts rci

len

tte.

als

als

beite,

elle

cht

die

ten

Mit dem Auftommen der Steinbauten in den Städeten, zunächst für Kirchen und öffentliche Gebäude, muße

ten die Zimmerleute ihren alten Vorrang als Bauhandwerker immer mehr den Maurern und Steinmeßen abtreten, troßdem der Holz- und namentlich der Niegelbau für die Bohnhäuser noch lange vorherrschend blieb. Die Vertreter dieser beiden Handwerke waren besonders stolz darauf, daß ihre Vorsahren den Turm zu Babylon errichtet hatten und ließen darum gerne dieses Bunderwerk auf ihren Zunftscheiben darstellen. (Bild 3.)

Da an die Vertreter des Steinmetsenhandwerkes viel größere Anforderungen gestellt wurden als an die Maurer, sich darum bei lebhafter Bautätigkeit in den



Bild 3. Der Turmbau zu Babylon. Zunftscheibe der Bau= und Zimmerleute in Zürich Um 1620. Schweiz. Landesmuseum in Zürich.

Städten allerlei ungelernte Arbeiter einfanden, die daraus Nutzen ziehen wollten und sogar Aufnahme in die Zunft verlangten, setzten im Jahre 1548 in Zürich die Steinmetzen fest, daß jeder, der ihrem Handwerte anzehören wolle, bei einem Meister fünf Jahre zu lernen habe. Darauf müsse er zwei Jahre wandern und vor der Aufnahme in die Zunft ein Meisterstück ablegen, nicht nur zum Schutze von Mißbräuchen im Handwerk, sondern auch zu dem der Mitbürger vor schlechter Arbeit.

Je mehr neue Handwerke sich aus den alken herausbildeten. desto größer wurde der Brotneid unter ihnen. So klagten 1561 die Maler gegen die Maurer und Steinmeßen, daß sie die Hausfassaben nach der Weißerlung mit farbigen Bildern, Laubwerk und Hauszeichen schmücken, während ihnen nur gestattet sei, die Ecken, Fenster und Türgerichte mit schwarzer und weißer Farbe einzusassen. Das Junftmeisterkollegium versügte darum, daß die beiden Bauhandwerke künstig die genannten

Fassadenteile nur noch mit Richtscheit und Winkelmaß als Steingefüge ein. fassen und im Wechsel schwarz-weiß bemalen dürfen. Im Jahre 1570 hatten Maurer und Steinmetsen unter sich Händel, da letztere sich weigerten. zwei Maurern gehauenes Steinwerf zu liefern, weil sie mehr Besellen, als gestattet, anstellen, sie dadurch in ihrem Berufe schädigen und den besten Bewinn und Nußen vorweg nehmen. Man schlichtete ihn durch den Entscheid, daß die Steinmeisen grundsfätzlich den Maurern behauenes Steins wert zu liefern haben, aber nur inso. weit jeder Teil dabei auf seine Rech. nung tomme. 1565 flagten die Steinmeten gegen einen neueingebürgerten Maurer, er mache Steinhauerarbeit ohne die notwendigen Renntnisse, wo. rauf sich dieser entschuldigte, daß er nur altes Steinwert behaue, was seinem Handwert gestattet sei, und er bekam Necht. Alls aber 1618 ein städtis scher Maurermeister die Arbeiten für einen Keller Maurern aus dem Allgäu verdingte, verfügte der Rat, daß Maurerarbeiten innerhalb der Stadt nur anfässigen Handwertern übergeben werden dürfen und nur auf dem Lande auch Fremden. Da die Steinmetzen auch das Maurerhandwert ausüben durften, die Maurer aber nur das ihrige, regelten beide 1656 die ihnen zustehenden Befugnisse, wobei die Steinmetsen im Vorteil blieben, da sie geltend machten, daß gewisse Vorrechte ihnen schon vor langen Zeiten vom Kaiser verliehen worden seien, und der Rat darauf eins ging. Solche Handwerks, Streitigkeiten füllen Seiten in allen alten Junft, büchern. Aus dem Steinmetzenhand, werf heraus bildete sich schon im Mittels alter der künstlerische Veruf Vild,

h a u er in Stein und Holz als freies Gewerbe. Aber wie zu allen Zeiten, machte nicht der Veruf als solcher seinen Vertreter zum Künstler, sondern die Fähigkeiten, und so gab es denn stets neben guten Vildhauern auch schlechte. Vährend der berühmte Augustinermönch, Prediger und Schriftsteller Abraham a Santa Clara in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die ersteren lobt als vornehm und angenehm, kunstreich und gunstreich, lobwürdig und liebwürdig, tadelte er die, welche "nackende und freche Vilder machen, und die ohne Talente, welche kaum besser seien als Holzhacker, deren Werke mehr Monstren gleichen als Wenschen, mit Köpfen wie Saufürdisse, Nasen wie Streusandbüchsen, Mäulern wie Sießlöffel und der ganze Leib wie ein Hopfensack.

Von den Zimmerleuten lösten sich schon im frühen Mittelalter als selbständiges Handwert die Wagen bauer oder Wagner ab. Im Jahre 1336 wird es in Zürich als solches genannt, war aber zweisellos viel

älter. Da man auf dem Lande neben den Feldgeräten auch Fuhrwerke verschiedener Art brauchte, ließen sich Wagner in den Dörfern nieder. In den Städten beforgten sie den Bau von Last, und Reisewagen, soweit dies mit "Beil und Ziehmesser" möglich war. Denn die Anfertigung von Radnaben, Walzen und "Anwagen" stand ausschließlich den Drechslern zu. Erst seit dem Jahre 1787 dursten in Zürich die Wagner diese Bestandteile aussühren, wosür ihnen der Gebrauch eines Drechbanks zugestanden wurde, doch unter Kontrolle der Drechsler. Diese sührten ihr Handwerk auf Talos zurück, den Schwestersohn des Daedalus, der als Vater aller Künste galt. Talos soll die Säge, die Töpferscheibe und das Drechseleisen erfunden haben. Auch rühmten sie sich damit, daß einst gefrönte Häupter und große Fürsten ihre Mußestunden an der Drehbank verbrachten und sogar Gott Vater in der Erdfugel ein Meisterwerk der Drechslerarbeit geliesert habe. Un manchen Orten mußten sie fein Meisterstück ablegen wie andere Handwerfer, sonst aber eine kunstreiche Würzsbüchse, ein Spinnrad und Schachspiel. Sie waren stolz auf ihren Verus, denn sie machten nicht nur Arbeiten aus Holz, sondern selbst aus Elsenbein und Horn und prahlten, daß sie jeden Angehörigen ihres Handwertes sür einen Esel ansehen würden, der sich nicht getraute, selbst aus einem Eselsfinnbacken, womit Simson die Philister erschlagen habe, noch ein schönes Kunstwert herauszudrehen.

beit

ein:

bes

ten fich

wei

lies

ge:

em Bes

en.

nto

nd:

in:

for ch

in:

ten

eit

er ei:

er

ti. ür äu aß

idt

en

de ich en, els

en

m

n, or en

115

en

fts

D= 21=

ie en

10

ie.

m

r=

6:

be

je

ie

n

8

erlaubte.

Tatsächlich ist das Drechslerhandwert selbst bei den germanischen Stämmen sehr alt. In den alamannischen Brädern bei Oberslacht in Württemberg fand man gestreibter Holzschüsseln, Schalen und andere Befäße, sogar mit gedrehten Städen verzierte Möbelstücke. In den Erlassen Karls des Broßen für die Handwerker auf seinen Butshösen stehen sie in erster Neihe mit den Metalls und Lederarbeiten. Bei der Dryganisation der Jürcher Jünste im Jahre 1336 wurden sie der Jimmersleutenzunft zugeteilt. Mit der Zeit aber verengerte sich ihr Arbeitsseld und damit ihr Ausstommen. Alls zu Ende des 16. Jahrhunderts mailändische Krämer ansingen, gedrehte Schüsseln und andere Beschirre in Jürich seil zu bieten, klagten sie beim Rate, der daraushin beschloß, daß die Fremden ihre Waren nur noch an den beiden Jahrmärsten verkaufen und damit nicht hausieren dürsen. Eine andere Konkurrenz erwuchs ihnen durch die "Dresher und Stümpler" auf dem Lande, denen der Rat darum den Bersauf ihrer Arbeiten in der Stadt nur unter ähnlichen Einschränkungen, wie für die Fremden,

Bon den Zimmerleuten trennten sich im Berlaufe des 15. Jahrhunderts die Tisch mach er als besonderes Handwerk für die Herstellung der Möbel ab. Sie ersicheinen in den Zürcher Akten zuerst 1482 und gaben sich 1605 eine eigene Handwerksordnung. Seit 1713 werden an ihrer Stelle die Schreiner und genannt. Sie hatten ihren Namen nicht mehr von der Herstellung der Tische, sondern von der Schreine, d. h. von Kisten und Kasten aller Art. Dazu gehörten auch die immer häusiger und kunstvoller ausgearbeiteten Truhen und Schränke, besonders aber seit der zweiten Hälfte des

16. Jahrhunderts die prächtigen Bertäfelungen der Stu-

ben. Dadurch fam dieses Handwerk zu hohem Ansehen. Einem Meister waren bis vier Gesellen gestattet. Brauchte er vorübergehend mehr, so war die Einstellung weiterer an sehr komplizierte zünstische Vorschriften gebunden. Unter den Gesellen gab es verschiedene Aemter als Orten, Laden, und Hobelgeselle. Die beiden letz. teren fonnte nur befleiben, wer in brei hauptstädten Deutschlands oder der Schweiz auf der Vanderschaft gearbeitet hatte. Als solche in unserem Lande werden genannt: Zürich, Vern, Vasel, Schafshausen, St. Gal len, Luzern, Solothurn und Freiburg. Dabei sollte die Konfession des Gesellen nicht in Frage kommen. Stolz waren die Schreiner darauf, daß sie dem Menschen als Wiege die erste und als Sarg die lette Ruhestätte bereiteten. Zufolge der kunstvollen Einlagen mit verschieden gefärbten Hölzern, den Intarsien, konnte das mannigsfaltigste Lierwert hergestellt werden, nicht nur als Pflanzens und sog. Schweisornamente, sondern als Darstellungen von Gedäuden und menschlichen Liguren, wenn auch zufalze der Technik eines wimitin und keif wenn auch zufolge der Technik etwas primitiv und steif. Vornehme Leute und besonders Fürstlichkeiten ließen ihre Pruntschreine als handwertliche Kunstmöbel in Aufbau pruntschreine als handwerkliche Kunstmobel in Aufbau und Schmuck herstellen mit Verwendung von edlen Metallen, kostbaren Steinen, Kristallglas, Perlmutter, Schildpat und ähnlichen Kostbarkeiten. Deren Verfertiger nannten sich Kunst isch ler oder Kunst ich rein er. Gerügt wurde, daß gewissenlosse Meister jeweilen grünes Holz verwenden, das die Schwindsucht bank stehen und wieder andere freuen sich, wenn sie den Auftrag zur Herstellung einer Kanzel bekommen, dem Prediger aber bleiben sie ferne, weil sie fürchten, die Wahrheit zu hören, so etwa, daß sie mehr Wasser zum Leimanmachen brauchen, als sie solches trinken. Die Schreiner aber ließen sich deswegen in ihrem Handwerts. stolz nicht berabdrücken. Denn ihr Anherr Bezaleel hatte einst Mose die prächtige Bundeslade aus Atazienholz zur Aufbewahrung der Geseisestafeln hergestellt (2. Mose, 37), dessen sich die Zürcher Tischmacher oder Schreiner noch an ihrer Zunftscheibe (Vild 4) rühmen: "Bezaael der fromme Gottesmann

"Bezaael der fromme Gottesmann der tischniacher handwert thet fangen an. in der wüste macht er fürwar die Bundesladen sampt dem Althar von formholsbretter und auch stangen, do hats tischmacher handtwert angfangen."

Bo Beindau betrieben wurde, gab es Faßt in der, in Zürich schon 1336. Seit dem Anfange des 16. Jahrs hunderts wurden sie Küfer genannt. Im Jahre 1428 kauste dieses Handwert in Zürich ein eigenes Gesellsschaftshaus, von dem es 1459 einen Teil an die Zimmerleute und Maurer weitergab. Es hieß "Zum roten Abler" und blieb bis auf den heutigen Tag das Gesellsschaftshaus der in der Zimmerleuten-Zunft vereinigten Handwerter. 1542 wurde ein Faßbindermeister angeklagt wegen Abfangens von Kunden beim Weinfauf, da er den fremden und einheimischen Kausleuten auf der Straße, in Wirtshäusern und auf der Schifflände nachlause, sich



Bild 3. Der Turmbau zu Babylon. Zunftscheibe der Baus und Zimmerseute in Zürich. Um 1620. Schweiz. Landesmuseum in Zürich.

von ihnen Geld geben lasse und ihre Geschäfte zu seinem Borteil beforge, aber zum Schaden der andern Berufs. genossen. Das verbot ihm der Rat, erlaubte aber Fremden und Einheimischen, sich bei ihren Beineinkäufen nach ihrem Belieben beraten zu lassen. 1599 wurde den Kaßbindern als besondere Vergünstigung erlaubt, wähe rend zwei Monaten vor Beginn des Herbstes die Zahl der Besellen von 5 auf 7–8 zu erhöhen, damit alle Bestellungen der Bürger für ihren spätern Bedarf an Fässern rechtzeitig erledigt werden konnten. Alls 1615 ein Fridli Locher aus Ems in Graubünden anfing mit Trommeln sowie ganzen und halben Viertelmaßen zu hausieren, wurde ihm das auf Klage eines Küfers unterfagt, denn Meister vom Lande durften ihre Waren nur auf den Jahrmärkten absetzen. Als dann zu Beginn des 17. Jahrhunderts neben dem Küferhandwerf ein besonberes der Kübler entstand, mußte dafür gesorgt werden, daß nicht beide die gleichen Waren herstellten. Den letzteren gestattete man darum nur die Anfertigung von allerhand Kübeln, die von Secht, und Fleischständ, linen aber verblieb den Rüfern. Im Jahre 1615 gab es

in Zürich 24 Küfer und 7 Kübler, die nicht immer ein einträchtigliches Leben nebeneinander führten. Schon vor 1342 wird ein besonderes Handwert der Wannenmacher genannt. Es war zu Ende des 17. Jahrhunderts nur noch noch durch einen Meister vertreten, der Siebe, Biertelmaße, Trommeln und Wannen herstellen durste, aber "einverleibter Bürger der Zimmerleutenzunft" sein mußte. Die Herstellung von Sieben erscheint 1341 als besonderer Beruf. Berboten mar beiden Berufen die Anfertigung der eifernen Beschläge zu ihren Erzeugnissen, was zu wiederholten Streitigfeiten mit den Schlossern führte, welche diese Arbeiten für sich beanspruchten. Darin stütte sie der Rat, verbot ihnen dafür aber, die von den genannten Handwerkern hergestellten Geräte auf dem Lande machen zu lassen, sie zu beschlagen und als fertige Ware in der Stadt zu vertaufen. Die Zeinenmacher ober Korbflechter waren ein freies Gewerbe, das seinem Junftzwange unterstand, weil seine Angehörigen meist dem wandernden Volke angehörten, das sich selten in den Städten bleibend niederließ.

Seit dem Auffommen der Bau, handwerke gehörte zu ihnen auch das der Hafner er und Söpfer. Die Herstellung von Gefäßen aus Son ist uralt und läßt sich bei allen Kulturvölkern vor ihre historischen Zeiten zurück verfolgen. Die frühesten wurden von Hand geformt und am offenen Zeuer gebacken, später in Brenn-

Feuer gebacken, später in Brennsgruben gebrannt und schließlich in Brennöfen. In den lettern wurden die Vandungen viel härter und darum haltbarer. Von jeher versuchte man, die Erzeugnisse, ihren Zwecken dienend, zu sormen und durch Einkerbungen mit dem Fingernagel oder mit Holzstädichen zu verzieren. Schon im Zeitalter der Bronze gelangte die Technik in der Herstellung und Verzierung der Gefäße auf eine hohe Stuse und einzelne galloskeltische Volkskämme, wie die Rauriser dei Vasel, verstanden es sogar, sie tunst, und geschmackvoll zu bemalen. Die nachhaltigste Förderung aber brachte der Töpferei die Vrehschelbe, deren Ersindung man früher den Kömern zuschrieb, die aber viel älter ist und wahrscheinlich in Kleinasien oder Egypten gemacht wurde. Von den germanischen Völkern lernten sie die in allen römischen Grenzlanden am früsbesten semen. Dazu gehörten wahrscheinlich auch die Alamannen, doch sommt das Bort dasür erst in der mittelhochdeutschen Sprache vor. Jedenfalls stand ihre Töpferei, als sie in unsere Gegenden einwanderten, der römischen und sogar derzenigen der angesessen die Bodenstischen Bevölkerung weit nach. Das zeigen die Bodenstischen Bevölkerung weit nach. Das zeigen die Bodenstischen Bevölkerung weit nach. Das zeigen die

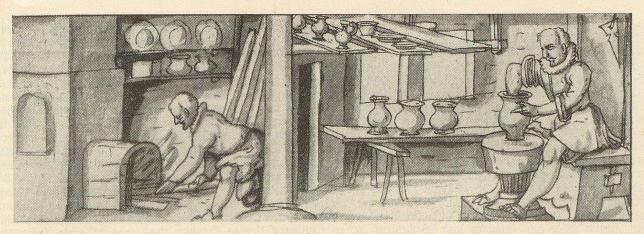


Bild 5. Ein Hafner vor dem Brennofen und an der Drehscheibe. Um 1630. Schweizerisches Landesmuseum in Zürich.

funde. Sie scheint auch noch auf lange Zeiten zurückgeblieben zu sein, wahrscheinlich, weil sie als Hausgewerbe betrieben wurde. Immerhin muß es im Mittelalter einige Dörfer gegeben haben, die sich in dieser Technif auszeichneten, wie Langnau im Emmental, woes einzelnen Familien gestattet war, ihre Abgaben an die Grundherrschaft in tönernen Geschirren zu entrichten. Dort blüht dieses Gewerbe, wie auch in einigen Dörfern benachbarter Gegenden, bis auf den heutigen Tag.

In der althochdeutschen Sprache sehlen die Wörter

ie m 12 er ar ch er 10 110 113 ıg es m m 18 n

m

ie ie

r,

as id

rs

er 18

e in

is

ie

ft

rs

n

n 1=

n

m

it

n.

if

ie ie te

e,

ie er n 1.

er

re

e,

In der althochdeutschen Sprache sehlen die Börter sowohl für das Material wie sür seine Bearbeitung und die Bearbeiter. Die älteste Bezeichnung sür die Sesäße ist Hafen, die aber nur so viel als Behälter bedeutet, ohne Nücksicht auf Material und Form. Jünger sind die Börter Topf, Krug und Napf, die sich schon auf besondere Formen beziehen. Im Schweizerdeutschen blied das Bort "Chacheli" für eine Urt Napf ohne Deckel als Trintgeschirr erhalten, das von dem althochdeutschen "Chachala" stammt, womit man ein tönernes Gesäß im allgemeinen bezeichnete. Noch heute sprechen mir vom "Chachelimärt" sür den Geschirrmarkt. Das Bort gab aber auch den Namen sür die Ofenkacheln, worüber ich im Appenzeller Kalender sür 1927 aussührlich berichtete. In der Folge entstanden als Bezeichnungen sür die Bertreter dieses Handwertes neben Hafner auch Töp

In der Folge entstanden als Bezeichnungen für die Bertreter dieses Handwerkes neben Hafner auch Töp, fer und Rachler. Einen großen Fortschritt in der Hasnerei brachte die Ersindung der Glasur. Sie kam nach unsern Gegenden wahrscheinlich aus dem Elsaß, wo nach den "Großen Kolmarer Jahrbüchern" im Jahre 1283 in Schlettstadt ein Hafner start, "der zuerst die könernen Geschirre mit Glas umsleidete". Mit der Zeit entstand aus dem Haus, ein Handels, und Hausiergewerbe und schließlich ein Handwert, das in Städten ähnlich den andern organissert wurde. In Zürich begegnen wir ihm erstmals 1422, wo es den Bauhandwerken und damit der Jimmerleutenzunst zugeteilt wurde. Im allgemeinen hielten sich die Hafner lieber auf dem Lande als in der Stadt auf, namentlich wo sich Son und Lehm, d. h. magerer Son, gut und reichlich vorsanden. Darum spielte dei diesem Handwerf der Hausierhandel eine große Rolle und während Jahrhunderten suhren die mit Blahen bedeckten Geschirrwagen durch die Lande

nach ben Märkten in den Städten und Dörfern. Dort wies man den Geschirrleuten bestimmte Plätze zur Ausbreitung ihrer Varen an, schloß dabei aber die Verkäufer, die nicht Landsaßen waren, von der Benützung der Verkaufsstände aus. Es wurde sogar gesetzlich bestimmt, wie viele Stücke sie auf dem Gebiete der Stadt jährlich absetzen dürfen. So erlaubte man z. V. den Hafnern von Rapperswil auf der Landschaft Jürich den Absatzen jährlich 300 Stück, den andern fremden Pasinern zusammen nur 450 Stück. Auf den Wochenzund den Jahrmärkten war der Verkauf strenge geregelt und genau bestimmt, wo glasierte, wo hald und wo unglasierte Ware seilgeboten werden durste. Der Verkauf der letztern war sogar auswärtigen Hasnern auf den Jahrmärkten untersagt, weil die ansässissen Weister den Vedarf der Vürger auf den Wochenmärkten deckten. Frei von jeder Sürger auf den Wochenmärkten deckten. Frei von jeder Sürger auf den Wochenmärkten deckten. Frei von jeder Ginschränkung war nur der Verkauf von auswärtigem, seuersicherem Kochgeschirr, doch blieb er in der Stadt den Meistern mit mehr als vier Besellen auf den Wochenmärkten untersagt. Voten an diesen in Zürich mehr als sechs Meister ihre Varen aus, so mußte der versügdare Platz in gleiche Teile geteilt und diese wöchentlich gewechselt werden. Dabei war verboten, die Marktbesucher durch Zuruse anzulocken. (Bild 5.)

Die Anforderungen an das Meisterstück waren verschieden und folgten altem Herkommen.

Troßbem im allgemeinen die Hafner zu den Gewerben mit bescheidenem Lebenshalt gehörten, hatten auch sie ihren Handwerfsstolz. Sie beanspruchten sogar Gott Vater als ersten Vertreter ihres Handwerfs, da er aus einem "Erdenkloß" den Abam gesormt habe und darum der Mensch, aus Erde gemacht, wieder zu Erde werde.

Dem Hafnerhandwert verwandt war das der Ziesgelbren ner oder Ziegler. Es fam mit der harten Bedachung als Folge des Steinbaues in den Städten auf und ist in Zürich nachweisdar seit 1364, wurde aber dort zweisellos schon früher ausgeübt, da Dachdecker schon 1318 genannt werden. Gewöhnlich besask eine Stadt nur eine Ziegelhütte, die der Feuersgesahr wegen vor ihren Ningmauern lag. Sie war ihr Eigentum und wurde an den Ziegler verpachtet, den man zuweilen von weit her kommen ließ. Die Pachtzeit

dauerte gewöhnlich 3 Jahre mit der Verpflichtung, die Ziegelhütte in Ehren zu halten und sie wieder so abzugeben, wie man sie angetreten habe. Dabei wurde dem Ziegler der Preis für tausend Ziegel und hundert Vacksteine, aber ohne den Fuhrlohn nach dem Gebrauchsorte, sestgesetzt. Daneben verkaufte er auch Kalk. Von der Stadt bezog er in Zürich ein Jahreseinkommen in Naturalgaben und 1500 Spälten Vrennholz zum lausenden Preise. Als man 1434 dem Peter Hön von Nottweil im Schwarzwald die Hütte verpachtete, schenkte ihm der Nat das Bürgerrecht und bezahlte ihm den Eintritt in eine Zunft, die sich die Ziegler als Vertreter eines freien Gewerbes nach Velieben wählen konnten, ebenso wie die Dachbecker und einige andere Handwerke, die nur wenige Personen ausübten. Ausnahmsweise wurde der Ziegler sogar von Steuern und Vachtdienst besteit und mußte nicht "reisen", d. h. in den Krieg ziehen, wenn nicht die gesamte wassen.

Eine ebenso große Bedeutung wie den in der Zimmerleutenzunft vereinigten Handwerfen kam den Bearbeitern der Metalle zu, die alle auf der Schmiedenzunft saßen und zu denen auch die Scherer und Bader, später sogar die Arzte gehörten, weil das Ausbrennen der Bunden ursprünglich von den Schmie-

den besorgt wurde.

Alter als das Schmieden der Metalle ist das Gießen, das schon in der Bronzezeit auf eine hohe Stufe der Technif gebracht wurde, wobei aber auch Bronzedarren zu Platten und Blechen gehämmert und letztere mit allerlei getriebenem Bildwerf und Ornamenten verziert

wurden.

Lehrmeister der Germanen in der Verarbeitung des Eisens waren die Kelten, die in Noricum (zwischen Donau und Inn) und Rätien ben Gifenbergbau betrieben. Die ältesten Haupterzeugnisse daraus waren neben Schmuck, dessen Herstellung aber bald wieder aufgegeben wurde, Waffen, Werkzeuge und Feldgeräte. Nach der Sage waren die Götter selbst die ersten Waffen sch nie de und neben ihnen die Zwerge, aber auch Helden, wie der Königssohn Siegfried. So lange der Eisenabbau beschränft blieb, konnte er sich nur in diesen Gegenden örtlich entwickeln. Je mehr man aber die Vorzüge dieses Metalles kennen lernte, desto zahlreicher und mannigfaltiger wurden, außer den Waffen, die daraus hergestellten Gegenstände des häuslichen Bedarfes und damit wurde der Waffenschmied zum Zeugschmied. Die große Nachfrage nach diesen Erzeugnissen hatte zur Folge, daß sich das Schmiede, handwert schon frühe in mehrere Zweige spezialisierte, von denen namentlich in den großen Städten der eine und andere zu einer Vollkommenheit gelangte, die seinen Ruf über weite Lande verbreitete. So entstand aus dem Handwerke der Waffenschmiede das der Schwert. feger, welche die roh geschmiedeten Stäbe, die man im Handel faufte, zu Schwertklingen verarbeiteten, von deren Schärfe und Härte das Leben ihrer Vesitzer im Rampfe abbing und deren gute Eigenschaften die Sänger der Vorzeit sogar im Liede priesen. Der "swerter" oder "gladiator" fommt in Zürich schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts vor; Schwertseger wird er erst hundert Jahre später genannt. Um diese Zeit er, scheint auch der Messerschmied oder Messerer, der Dolchschmied aber erst seit ungefähr 1500. Die Messer stellte man in verschiedenen Größen zu verschiedenem Gebrauche her. Da hitzige Gesellen sie bei Streitigkeiten, namentlich als Folge bes Spielens um Geld, nur zu rasch zückten, wurde zu Ende des 13. Jahr, hunderts ein eingehendes, strenges Verbot gegen das Tragen solcher erlassen und in der Folge noch oft wieder, holt. Bieder besondere Handwerfer stellten die Eisen-hüte, Helmkappen oder Beckenhauben her, nach denen sie Beckenhuber genannt wurden. Im Jahre 1384 treffen wir einen solchen in Zürich, der von seinem Vater das Handwerkszeug gemietet hatte, worunter zwei Ambose, zwei Blasbalge, acht Hämmer, 18 Bangen und anderes kleines Geschirr, das man in einer Schmiede brauchte. Wieder eine besondere Art von Schmieden waren die Sarwürfer oder Panzerhemden. macher. Sie stellten aus Eisenbraht kleine Ringlein her und nieteten sie ineinander zu eisernen Hemben mit Kapuzen, Armeln und Handschuhen und sogar zu Hosen. Aber schon seit dem 14. Jahrhundert sing man an, eiserne Bandstreisen aneinander zu schmieden, namentlich zum Schutze von Brust und Rücken. Im 15. Jahr hundert ersetzte man sie für beide Körperteile durch je ein Stück und hüllte schließlich den ganzen Körper in Eisenbleche ein, die nur den Gelenken die notwendige Freiheit zur Bewegung ließen. Ebenso verwandelte man auch die Beckenhauben in Helme mit Visieren zum öffnen und schließen in den verschiedensten Formen und oft prächtig verziert, wie auch andere Stücke. Daraus entstand das kunstreiche Handwerk der Blattner oder Harnischer, denen die Goldschmiede zur Verschöf nerung der kostbaren Rüstungen für Fürsten und Heer. führer mit Arbeiten in ähnlichen Techniten beistanden, wie für die eigenen Erzeugnisse. Da es aber in der Eidgenossenschaft wenig so vornehme Besteller gab, ge-langte dieses Handwert bei uns nur in einigen Städten zu bescheidener Blüte. Dafür tam das der Panzermacher rasch in Abgang, so daß in Zürich im Jahre 1548 nur noch ein Mann mit seiner Frau darauf arbeitete, die es nicht einmal ordentlich gelernt hatten. Deshalb stellte der Nat einen jungen Meister an und untersagte dem früheren die Ausübung solcher Arbeiten, es sei denn zu Flick, und Reinigungszwecken. Als neues Handwerf entstand das der Büch senschmiede oder Büch sen, macher, das sich 1692 eine ausführliche Ordnung gab, während die Bogner und die Armbrustmacher freie Gewerbe blieben, wobei späfer die Schmiede dem letztern die stählernen Bogen zu liefern hatten. Von geringerer Bedeutung war das Handwerf der Sporer. obschon in früherer Zeit nicht nur Kriegsleute solche brauchten, sondern auch die zu Pferde reisenden Bürger und Fuhrleute und demzufolge der Bedarf sehr bedeu tend war. Hufschmiede gab es zu Stadt und Land, denn sie waren an beiden Orten gleich unentbehrlich.

Die alten Handwerfsbüchlein nennen als Vater aller Erz, und Eisenschmiede nach der Bibel (1. Mose, 4, 22) den Tubal-Kain aus Kains Beschlecht und wissen zu berichten, daß das Beschlagen der Pferde zuerst in Thessalien aufgekommen sei. Das Handwert der Hus-

schmiede preisen sie als eines der notwendigsten, da weder Bürger, Edelmann, noch Bauer deffen Dienste entbehren können. Wenn bessen Bertreter schwarz und ruffig seien, gereiche ihnen das nicht zur Unehre, sondern sei viel mehr ein Zeichen ihres großen Fleißes und unter einem schwarzen heind könne gar wohl ein weißes Bewissen verborgen sein. Doch gebe es unter ihnen auch solche, "die der Söflichkeit teinen Zahn ausbeißen". Den guten Meistern und Gesellen gebührte alles Lob, bie schlechten aber, die ihr Handwert verstehen "wie der Ochse das Schwebelpfeiffen", könne man unter das alte Eisen werfen.

Der Raum gestattet uns nicht, auf alle Hand. werte einzutreten, die sich im Verlaufe der Jahre innerhalb der Schmiedezunft aussonderten, wie die Degen, Draht, Nagel, Zirtel. schmiede u. a., sondern wir müssen uns auf die wichtigsten beschränten. Alle zusammen, oder wenigstens die hauptsächlichsten neben einander, treffen wir nur in den größern Städten, in den tleinern ließen sich nur die nieder, die dort ihr

Austommen fanden.

er.

10.

er: rei

IIII

)r:

as

213 ns

en 84

ter

m:

nd de

en

n . ein

nit

en.

ın,

nto

or:

in ige an

ımı

nd

us ber

10,

er, en,

ber

ges ten

ver

ur

die llte

em

zu

nto

n .

ab,

er

em

son

er.

che

ger elle

nd.

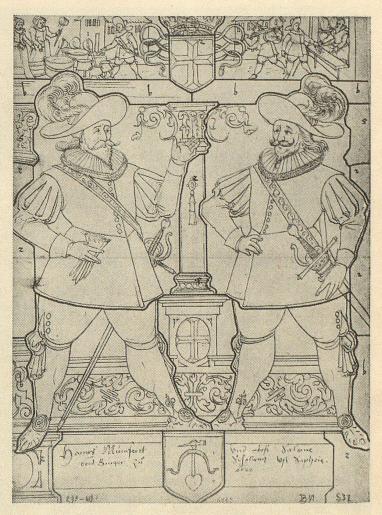
ller

22)

zu in

Als bedeutendstes Spezialhandwerk neben den Schmieden organisierten sich im 15. Jahrhundert die Schlosser, die ursprünglich nur Schloß-macher waren, als besonderes Handwert, indem sie die Herstellung der seineren Schmiedearbeiten, wie sie im Gefolge der vermehrten Bohnansprüche im genannten Zeitalter immer mannigfaltiger wurden, an sich zogen. Im Jahre 1467 machten sie zu Zürich einen gemeinsamen Vertrag mit den Sporrern und Windenmachern über die Stellung der Meister zu den Gesellen und über den Umfang der in ihr Gebiet einschlagenden Arbeiten. Darin wurde den Schlossergesellen bei hoher Strafe verboten, nach Bachsabdrücken Schlüssel ober Dietriche ("Haggenschlüssel") zu machen und ebenso für ein Schloß mehr als einen Schlüffel, der darin stecken mußte. Einen mächtigen

Aufschwung brachte diesem Handwerke die Herstellung von kunstvoll geschmiedeten Gittern und Leuchtern aller Art für Kirchen, aber auch für Gartenportale und Umzäunungen, sowie für Balkone und Fenster an vornehmen häusern und Palästen zu Stadt und Land, die im 18. Jahrhundert ihre höchste technische Vollendung und ihren reichsten, dekorativen Schmuck erhielten. Das neben fertigten sie auch schön gravierte Türschlösser und Schlüssel und sehr sinnreich zusammenkomponierte Riegelschlösser für eiserne Geldkisten an, ebenso feine, mit Ornamenten und Bildwerf geäzte oder mit Olfarben bemalte Kaffettchen und eine Menge anderer Haushaltungsgegenstände, die ihr Handwerf mit an die Spike der angesehensten stellten, so daß man mit Necht von einer Kun stichtosserie sprach. Selbst die Turmuhren entstanden lange in ihrer kunstfertigen Hand, bis sich deren Herstellung, mit der von Wanduhren vereinigt, du einem besonderen Berufe der Uhrenmacher ent. wickelte, welcher in der Ausführung von Taschenuhren mit kostbaren Behäusen aus Ebelmetallen sich mit dem der Goldschmiede verband und seit dem 18. Jahrhundert



Zwei savonsche Kesselhändler. Tarüber Verkauf der Waren auf dem Markte und im Laden. Historisches Museum in Bern.

wahre Bunderwerke schuf. über Zeit und Land der Erfindung von Schlössern und Schlüsseln waren die Berfasser der Handwertsbüchlein verschiedener Unsicht, einig aber darin, es gereiche den Schlossern zu großer Ehre, daß auch St. Petrus Schlüssel trage, mit denen er den Himmel öffne und schließe, wie solche ihre geschicktesten Meister nicht herstellen können, sondern sich ben Einlaß verschaffen muffen wie andere Menschen

durch Frömmigkeit und gute Werke.

Schon im Jahre 1260 wird in Zürich auch ein Kupferschmied aufgeführt. Die Vertreter dieses Handwerkes waren schon zufolge der Verarbeitung der teuren Rupserbleche geachtet, welche sogar den Goldsschmieden bei Herstellung billiger firchlicher Kultuss geräte die Edelmetalle ersetzen mußten. Ihre Haupt. erzeugnisse waren Pfannen, Kessel, Zuber und Gefäße aller Art für den Hausbedarf und für einzelne Gewerbe, die solcher bedurften, aber auch Turmknöpfe und Bedachungen sowie "Dachkännel" mit kunstvollen Wasser. speiern. In größeren Städten gab es sogar besondere Pfannen, und Resselschmiede. Sie hatten

sehr zweiselhaste Handwerksgenossen in den namentlich aus Savonen einwandernden Pfannenslickern und Keßlern, die ihnen zwar an Handwerkstüchtigkeit nachstanden, aber vor allem das Landvolk mit ihren Waren versorgten und nebendei die schadhast gewordenen Geschirre aufkauften und als Altmetall an die städtischen Meister verhandelten. Das verbot 1552 der Rat von Jürich, doch wurde lestern 1581 auf ihr Gesuch hin erslaubt, von den durchreisenden Keßlern Altmetall zu kaufen, wenn sie sich schriftlich über ihre Herkunft und Shrbarkeit ausweisen konnten. Im Jahre 1336 begegnen wir in Jürich auch schon den Spenglern der Blech schmiede verwandt und zum Teil auch ein Hausiersgewerbe. Beide wurden darum von den Behörden ähns

lich behandelt. (Bild 6.)

Neben den Metallbearbeitern gehörten der Schmiedes zunft auch die Metallgießer an. Die Glocken. gießer oder Gloggner teilte man in Zürich 1336 als ein schon lange bestehendes Handwerk der Schmiede, zunft zu. Da es noch schwach beschäftigt war und darum keinen Meister ernährt hätte, war solchen gestattet, auch andere Stücke, namentlich Häfen, zu gießen und in ihren Gaben, d. h. Verkaufslokalen auszubieten, nicht aber mit gefauften Handel zu treiben, weil dies der Krämerzunft zustand. Auch durften die Gießer nur so viel altes Kupfer und Jinn einfausen, als sie verarbeiten konnten, ebenso wie die Kupferschmiede und Zinngießer, aber es war ihnen nicht gestattet damit zu handeln. Noch 1665 wurde verboten, in den Kirchen und anderswo altes Metall zum Verkaufe auszubieten. Die bekannteste Gießersamilie in Zürich waren die Füßli, nicht nur für Glockenguß, sondern auch für den von Kanonenrohren, Mörsern und Gewehrläufen. Um die Mitte des 14. Jahr. hunderts hatte dieses Handwert Konrad Füßli bei einem Glockengießer in Feldkirch erlernt und von da an blieb es in der Familie während vielen Generationen. Noch berühmter aber wurde in der Mitte des 17. Jahrhunderts ein Brüderpaar aus der Familie Keller, das um 1654 in die Dienste des Königs von Frankreich trat und 1694 das viel bewunderte große Reiterstandbild Ludwigs XIV. goß. Doch blieb ihm das Blück nicht treu, denn es wurde verleumdet und starb in Ungnade des Königs. Auch in andern Städten der Schweiz blühte die Glockengießerei, so schon sehr frühe und bis auf den heutigen Taa in Aarau, daneben in Zürich-Unterstraß, wieder in der Familie Keller, wo sie erst mit dem Tode Jakobs II. im Jahre 1894 einging. Noch stärker versbreitet waren die sog. Notgießer, die für den Besdarf der Familien an Häfen und andern Kochgeschirren sorgten, wie sie heute noch auf den offenen Herdplatten in den Berglanden verwendet werden. Besonders bes rühmt waren die sog. Spanischsuppenschüsseln, die im 16. und 17. Jahrhundert namentlich in Zürich, reich verziert mit Ornamenten und Bildwerk, hergestellt wurden neben ebenso funstvollen Mörsern, gaßhahnen, Brunnenröhren und dergl. Sehr selten murden bei uns Grabplatten gegossen und, wenn es geschah, nur in fleinen Formaten. Aber auch dieses Handwert hatte zu fämpfen, namentlich zufolge der Konkurrenz, die ihm Händler und Hausierer mit fremder Bare machten. Noch

1723 mußte der Rat von Zürich die ansäßigen Meister schützen, indem er nur den Handel mit kleinen Haushaltungswaren gestattete, wie sie überall auf den Jahrmärkten und in den Raufladen ausgeboten wurden, wobei es aber oft schwierig war, die Grenzen zwischen dem erlaubten und dem verbotenen Handel mit fremden Er, zeugnissen einwandfrei zu ziehen. Zu solchen Streitigsteiten gesellten sich immer wieder die wegen der übers griffe einzelner Gewerbe in die anderen. Sie erscheinen uns heute oft fleinlich, wobei wir auch nicht vergessen bürfen, daß gerade zufolge der Spezialisierung der Handwerkszweige und ihre Reglementierung durch die oft recht engherzigen Vorschriften der Obrigfeit und der Zünfte es in fargen Zeiten manchen Handwerksmeistern sehr schwer wurde, ihren Familien einen selbst nur bescheidenen Lebensunterhalt zu verschaffen. Eine Spescheidenen zialisierung der Handwerkstätigkeit, die uns heute als fast unmöglich erscheint, wurde auch zwischen den Gold, schmieden und den Gürtlern durch Ratsbeschluß von 1690 in Zürich eingeführt. Letztere waren die Versarbeiter von Zinn und Kupfer. Ihre daraus hergestellten Waren berührten sich namentlich zufolge der Vergoldung oft aufs engste mit den Goldschmiedarbeiten, weßhalb die Vertreter dieses Handwerks in ihnen nicht ungefährliche Konfurrenten sahen und ihnen darum das Bergolden verbieten wollten. Da dies einer starken Beeinsträchtigung des Gürtlerhandwerks, das zeitwelse schon ftark genug um seinen Erwerb tämpfen mußte, gleich, gefommen wäre, entschied der Rat in dem oben genannten Erlaß, daß fürderhin das Berarbeiten von Gold und die Vergoldung von Silber nur noch den Gold, und Silberschmieden zustehen solle, die Vergoldung und Verfilberung von Gegenständen aus Kupfer und Messing bagegen nur den Gürtlern. Einen Haupterwerbszweig der letztern bildete die Herstellung von Gürtelschnallen, die dem Handwerk den Namen gab, aber auch von solchen für Kleider und Schuhe, für das Zaumzeug und die Beschläge der Pferdegeschirre, der Schwert, und Degenscheiden und sogar der Bucheinbände, womit großer Eurus getrieben wurde. Daneben stellten sie auch allerhand getriebene und gravierte Messingschüsseln, Becken und Krüge her, konnten aber damit schwer auftommen, da mit den ersteren die Beckenschlager von Nürnberg als besonderes Gewerbe fast alle Länder Europas versahen, wie mit prächtigen Kannen, namentlich die Stadt Dinant in Belgien, von welcher der Name als Dinanderie auf diese Baren übertragen wurde.

n

6

e

n

n fick cook f

üetho

2

Beitaus am verbreitetsten war das Handwert der Zinn, oder Kannengießer. Das beste Eß, Trinf, und Taselgeschirr im Bürger, und wohlhabenden Bauernhause lieferte dieses Metall. Bohl war es teurer, dasür aber viel haltbarer als die leicht zerbrechliche Tonware und teilte diese gute Eigenschaft mit den Holzgeschirren. Doch ließen sich diese weniger leicht reinigen und wurden darum besonders in ärmeren Haushalten gebraucht. Erst als im 18. Jahrhundert die Verwendung neuer Erdarten zur Herstellung der Fayencen und Porzellane führte, verschwanden nach und nach die aus

Zinn und Holz.
Das Handwert der Zinngießer erforderte gründliche Kenntnisse in der richtigen Legierung des Metalles und

im Guß, sowie im Dreben, Polie, ren und Zusammensetzen der ge-gossenen Teile. Er stand darum auch in Ansehen, litt aber unter der Konfurrenz der Händler mit Marktware immer mehr, als die eigenen Erzeugnisse einer strengen amtlichen Prüfung (Beschau) mit Bezug auf die Legierung des Zinnes unterstanden. Nur auf einwandfreie Stücke wurde der städtis sche Stempel eingeschlagen, dem die Zinngießer den ihrer Werkstatt beis gesellten. Es geschah dies besonders zum Schuße der Bürger gegen Bergiftungen durch die Eß, und Trinkgeschirre. Denn das Zinn ging leicht gesundheitsschädliche Berbindungen ein, weshalb es von den dungen ein, weshalv es von den "Chymici" und "Laboranten" als Diabolum metallorum oder Teusfelsmetall bezeichnet wurde. Diese amtliche Beschau mußte jährlich viermal, später noch einmal, durch einen städtischen Beamten vorgesnommen werden, wobei auf schlechsten Legierungen hohe Bußen stansben Bestattet war für gemähnliches den. Gestattet war für gewöhnliches Zinn die Beimischung von einem Pfund Blei auf vier Pfund Zinn, dem mit einer Krone abgestempelten durfte überhaupt fein Blei bei gemischt sein. Wenn die Eggeschirre sich mit der Zeit abnutzten, wurden sie umgegossen. Dann mußte das neue Gewicht dem früheren genau entsprechen und die Legierung durfte wohl besser, aber nicht schlechter sein als die vorgeschriebene.

er

g: r:

Do

m

r.g.

r,

en

en

er

ije

er

cn

es ls

Ds

m re en 19 lb le re no m

b3

ld id

19

ig

n,

m

10

rit

ch

n,

er

m

113

ch

ne

er

en er,

no

3° en

en

19 18

he

Den höchsten Rang unter ben Metallarbeitern nahmen die Gold, und Silberschmied ein. Beibe Handwerfe waren geswöhnlich vereinigt, gehörten aber nicht zur Schmiedenzunft, sondern konnten sich als freies Gewerbe die Zunft nach Gutsinden wählen. In Zürich saßen sie gemeinsam mit den Ebelleuten, Gewandschneidern, Tuchhändlern und andern Großtausselleuten auf der Konstafel, d. h. überhaupt nicht auf einer Zunft.

Sie durften kein zusammengeschmolzenes Silber noch kirchliche Kultusgeräte zum Einschmelzen kaufen, sondern hatten die Verkäuser solcher dem Bürgermeister oder dem Rate zu verzeigen. Sbenso war ihnen der Vetrieb einer zweiten, geheimen Esse untersagt. Silbervorräte, die sie nicht sosort verarbeiten konnten, hatten sie dem Münzmeister oder einem städtischen Geldwechsler abzugeben, damit feine Spekulation damit entstehe. Auch ihnen war die Legierung des Silbers vorgeschrieben. Verrusene Münzen durften sie nicht einschmelzen, son-



Bild 7. Der hl. Eligius mit zwei Goldschmieden. 1515. Gemälde von Niflaus Manuel in Bern. Sammlung Dr. Oskar Reinhart in Winterthur.

bern mußten sie zerbrechen und dem Berkäuser zurückgeben, der sie, wie alles edle Metall, der Obrigkeit abzuliesern hatte. Auch dieses Handwerk geriet zuweilen in Streitigkeiten mit andern, so mit den Gürtlern und den Degen, und Messerschmieden wegen der silbernen Degengriffe und Messerschläge, mit fremden Sie gelste ch ern, die auf den Jahrmärkten Siegelschnitten, und mit auswärtigen Krämern, die außer auf den Jahrmärkten ihre Baren im Hausserhandel abzuseten suchten. Dabei fanden die Klagen der ansässigen

Meister umso leichter Gebör, wenn sie den Fremden die schlechte Legierung ihrer Baren nachweisen konnten.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts konnten die Zürcher Goldschmiede geltend machen, sie erhalten mit ihrem Handwerf in der Stadt mehrere hundert Personen. In der neueren Zeit litt dieses Handwerf unter dem Juveliergewerbe, das, ohne eigene Verksätten, den Handel mit Gold und Silberwaren einführte und zusolge deren zum Teil maschineller Herstellung starf auf die Preise der Handarbeit drückte. Auch schadete ihm der Rückgang des Kleiderschmuckes, namentlich zusolge des Verschwindens der Volkstrachten. Als Patron verehrten die Goldschmiede ihren Handwerfsgenossen, den hl. Elizius, der infolge seiner Ehrlichseit und Krömmigkeit im Jahre 588 Bischof von Novon in Krankreich und später beilig gesprochen wurde. (Vild 7.)

Der bunte Blumenstrauß von Handwerten, über die wir in Kürze berichteten, umfaßt nur die des Bausgewerbes und die der Metallarbeiter. In fleinen Orten brauchten die in der gleichen Junft vereinigten nicht gleicher Urt zu sein. Innerhalb derselben ordneten alle ihre Ungelegenheiten nach ihren besonderen Bedürfnissen, aber im Nahmen der eingelebten, allgemein üblichen Gebräuche. Diese und die Handwertsvorschriften erscheinen uns heute in manchen Beziehungen recht fleinlich und sie

waren es oft auch. Darum entstanden die vielen Streitig. feiten. Doch dürfen wir nicht vergeffen, daß sich in früheren Zeiten das öffentliche und private Leben in viel engeren Grenzen bewegte als heute. Wenn auch gerade die Handwerker zusolge der ihnen vorgeschriebenen Wan-derjahre zu den Leuten gehörten, die oft recht weit in der Welt herum gekommen waren, so wanderte doch auch damals schon nicht jeder Handwerksbursche mit öffenen Augen und wachem Interesse für das Neue und Beson. dere und wußte schließlich nicht mehr von der Welt, als heute manche modernen Schnellreisenden. Aber selbst geistig Regsamen verwischten, wenn sie sich zu Hause bleibend ihrem Beruse bingaben, die Sorgen um das täge liche Brot mit der Zeit die gewonnenen Eindrücke und lenkten ihre Schritte in die einförmigen Wege des Alltags mit all seinem Rleinkram, dessen Bedeutungslosigkeit sie sich nicht einmal mehr bewußt waren. Nur wenn Sesellen vorsprachen, die aus Segenden kamen, wo der Meister einst auch gearbeitet hatte, oder gar Grüße von ehemalis gen Genossen überbrachten, dann erwachte bei fröhlichem Trunke die Erinnerung an die eigene Wanderzeit und fam zum Ausbrucke in Liedern zum Preise des Wander, lebens und des Handwerts, von Leid und Freud, von Liebe und Sehnsucht nach der Heimat, wie sie einst auf den Landstraßen und in den Herbergen erklangen.

Eine Schützenfestrede.

Es war vor dem letzten Weltfrieg. In einer Stadt Nordfrankreichs wurde das französische Bundesschießen abgehalten. Außergewöhnliche Begünstigungen bewirften jeweilen, daß zahlreiche Schweizerschützen an diesen Wettschießen teilnahmen. Unter ihnen figurierte der originelle Glarner Büchsenmacher Böckli, den die Natur mit einem weithin vernehmbaren, gellenden Sprachorgan ausgestattet hatte. Er war auch kein Berächter des Altohols und schoß hervorragende Resultate erst, wenn er "in Stimmung" war. Nun verstand er aber kein Bort französisch und war daher vollständig von seinen Kameraden abhängig. Das machte ihn nervös, und er fing bald über alles an zu schimpfen, trottdem die Schweizer mit aller Liebenswürdigkeit empfangen und behandelt wurden. Das hätten die Franzosen nicht anders getan. In ihrer Festhütte war den Schweizern ein Extratisch mit der Aufschrift "Tireurs suisses" reserviert, und an diesen Tisch seize man sich mitsamt dem unzufriedenen Meisterschützen zum Bankett. Sofort begann auch der Strom der offiziellen Festreden zu fließen. Der Brauch verslangte es, daß während derselben, die ausgerechnet an diesem Schweizertag sehr reichlich aussielen, in der Hütte nichts serviert werden durfte. Daher mußte man auch lange auf das Essen warten. Das paßte unserem hungrigen und durstigen Böckli umso weniger, als die offizielle Rednertribune mit den vielen Uniformen, den Mis nistern und Größtieren ordentlich weit vom Schweizer, tisch entsernt war und er von den Reden ohnehin nichts verstand. Beim Eintritt einer kleinen Pause steht er plötslich auf, wirft die Hände in die Luft und beginnt mit seiner Stentorstimme also: "Bringit Dihr lieber afangs öppis z'frässe als immer nu z'schnörre; Dihr schnörrit ja alliwil, anstatt daß me tät serviere. I schijß ech uf die schöne Nede, we me nüt z'frässe überchunt. Das isch ja kei Schüßesest, das isch e Schnörrisest..." In diesem Tone suhr Böckli eine ganze Weile fort und schloß mit den Borten: "So, Ihr Schnörrichöge, Euch hanis emol gseit!" Darauf seste er sich nieder.

Da die Franzosen an den nächsten Tischen von der Rede Böcklis gerade soviel verstanden, wie dieser von den ihrigen, erhob sich tosender Beifall, der einen Journalisten mit Notizblock und Stift an den Schweizertisch lockte, wo er sich bei einem Berner Schützen deren Dank und volle Anerkennung für den liebenswürdigen Empfang und die großartige Durchführung des Festes holke.

Am folgenden Tage war im offiziellen Festbericht zu lesen: "Im Namen der Schweizer Schützen toastierte der Glarner Böckli in seinem heimatlichen Dialekt für Frankreich, verdankte den warmen Empfang und die überaus freundliche Behandlung, wie sie nur Frankreich zu bieten gewohnt sei, rühmte auch die einfach großartige Organisation, den mustergültigen Schießbetried und die vordildliche Bewirtung. Es war nicht zu verwundern, daß die prächtigen, von Herzen kommenden Borte Beisall und helle Begeisterung ausgelöst haben und neuerdings dazu beitragen werden, die freundschaftslichen Beziehungen der beiden Nachbarvölker noch enger zu knüpfen und die gegenseitigen Sympathien zu festigen."

Die Notiz machte natürlich auch die Runde durch die Schweizer Zeitungen. Böcklin war der Held des Tages. Wenn man ihn aber späterhin daheim am Stammtisch etwa einmal mit seiner "offiziellen Festrede" aufzog, schmunzelte er und erwiderte: "Das isch nu de blaß Niid vo Eu. Dihr sid ganz di gliiche Schnorrichöge wie d'Franzose, aber hä, dene hanis gseit, daß me's in Frankrich und im Schwyzerland verstande hät! Prosit einiwäg!"